

Auf dem Lastwagenpneu in eine ungewisse Zukunft

Kuba steckt in der schlimmsten Wirtschaftskrise seit dem Zusammenbruch der Sowjetunion. Doch viele Kubanerinnen und Kubaner machen dafür nicht das US-Embargo oder die Folgen der Pandemie verantwortlich, sondern ihre eigene Regierung. [Karin Wenger](#)

Als wir uns an einem frühen Morgen Anfang Mai Kuba nähern, staunen wir: Männer treiben in grossen Lastwagenpneus durch die Bucht vor Santiago de Cuba, in der einen Hand eine Fischerleine, in der anderen ein kleines Paddel. «Für uns Kubaner gibt es seit Wochen keinen Treibstoff mehr, deshalb können die Fischer nicht auslaufen, die Strassen sind leer und wir haben kaum Gas zum Kochen», sagt Norbert, der Hafensteuermann der staatlichen Marina, nachdem wir unser Segelboot am stark lädierten Pier festgemacht haben. Doch in Kuba mangelt es nicht nur an Treibstoff, wie wir bald merken: In der Marina ist der kleine Einkaufsladen geschlossen, in den Duschen und Klos fliesst kein Wasser und auf dem lokalen Markt von Santiago de Cuba finden wir lediglich ein bisschen Kohl, ein paar Tomaten, Auberginen und Papaya und einen Mann, der sein dünnes Schwein zum Kauf anbietet. Das wenige, das man kaufen kann, ist zudem teuer, denn zur Knappheit kommt eine steigende Inflation.

Der Traum vom besseren Leben

Kuba steckt in der schlimmsten Wirtschaftskrise seit dem Zusammenbruch der Sowjetunion Anfang der 90er Jahre. Das Wirtschaftsembargo der USA, das seit 1960, also zwei Jahre nach der Machtübernahme von Fidel Castro, in Kraft getreten ist, ist ein Grund dafür. Die Pandemie ein anderer. Die wichtigen Einnahmen aus dem Tourismus fehlen seither und auch nach Ende der Pandemie sind nur wenige Tourist:innen auf die Karibikinsel zurückgekehrt. Doch die Gründe sind auch hausgemacht.

«Wenn ihr Geld wechseln wollt, geht nicht zur Bank, sondern zu Pochito», rät uns Hafensteuermann Norbert, und so erhalten wir schon wenig später ein Anschauungsbeispiel zu Inflation. Pochito ist ein junger Kubaner, der auch ein Auto

vermitteln, eine SIM-Karte organisieren und Geld zu einem besseren Kurs wechseln kann. Im Mai gibt es auf der Bank in Kuba zum offiziellen Wechselkurs 120 kubanische Pesos für einen US-Dollar, auf dem Schwarzmarkt variiert der Kurs zwischen 140 und 200 Pesos. Da es Kubaner:innen nicht erlaubt ist, ein ausländisches Boot zu betreten, wartet Pochito ausserhalb der Marina auf ausländische Kundschaft. Er bietet uns 160 Pesos für einen US-Dollar, macht 80 000 Pesos für die 500 US-Dollar, die wir wechseln wollen. Das Geld soll ein Freund von Pochito in der nahen Stadt organisieren, was eine halbe Stunde dauere, Zeit für ein Schwätzchen. Pochito erzählt, dass seine Schwester einen griechischen Segler geheiratet habe, der ebenfalls mit seinem Boot in Santiago de Cuba vorbeigekommen sei. Der Grieche sei zwar viel älter als seine Schwester, aber zumindest sei sie so aus Kuba weggekommen und das wollten schliesslich alle. Denn wer wolle in einem Land leben, in dem es nichts zu kaufen und keine Hoffnung auf eine bessere Zukunft gebe?

Leere Regale

Die zwanzig Minuten sind inzwischen vorbei, doch der Geldwechsler lässt auf sich warten. Er müsse das Geld zuerst zählen und das dauere, lässt er ausrichten. Nun gesellen sich Pochitos Mutter und einer seiner Freunde, ein Fischer, zu uns. Der Fischer fährt wegen der Dieselnappheit zurzeit jedoch nicht aufs Meer. «Vor einigen Wochen wollte einer aus dem Dorf mit seinem kleinen, selbstgebauten Kahn übers Meer fliehen. Er wurde nie mehr gesehen, wahrscheinlich hat ihn das Meer verschluckt, wie so viele», sagt er, der eine solche Flucht nie selbst wagen würde, weil er wisse, wie brutal das Meer sein könne. Pochitos Mutter hebt die Faust und schimpft laut: «Hunger

leiden die Menschen hier, weil wir uns nicht einmal mehr Reis oder Eier leisten können!» Jeder Kubaner und jede Kubanerin erhalte zwar monatlich eine Quote verbilligter Grundnahrungsmittel wie Öl, Reis, Zucker oder Mehl, aber die Menge reiche nirgends hin. Ein halber Liter Speiseöl pro Monat und Person für 50 Pesos muss reichen; wer mehr braucht, muss es zu einem viel höheren Preis in den Läden oder von jemandem, der sein Speiseöl am Strassenrand feilbietet, kaufen. Dann kostet es 1000 Pesos.

Wut auf die Regierung

Für die wirtschaftliche Notlage, in der sich so viele Kubanerinnen und Kubaner heute befinden, machen Pochito, seine Mutter und ihr Freund, der Fischer, nicht das US-Embargo oder die Pandemie verantwortlich, sondern die eigene Regierung. «Unsere Regierung ist grauenhaft und schlecht, Diebe sind das. Für sich und ihre Kinder haben sie alles. Sie schicken sie auf gute Schulen, in die besten Spitäler, und wir?», fragt die Mutter, deren kranker Mann vor einem Jahr gestorben ist, weil es im Spital an Medikamenten, Spritzen und Operationsmaterial fehlte. Pochito zieht sein Handy hervor und spielt ein Video ab. Zuerst sieht man Demonstranten, die Parolen gegen die Regierung skandieren, dann erscheint ein Polizist, der einem Demonstranten aus nächster Nähe in den Bauch schießt. Das Video wurde bei einer der Demonstrationen, die vor zwei Jahren in Kuba stattfanden, aufgenommen. Es waren die grössten Unruhen seit Jahrzehnten und die Wut richtete sich gegen die Regierung, die es nicht schafft, genügend Lebensmittel und Medikamente bereitzustellen. Doch die Regierung reagierte nicht mit radikalen politischen und wirtschaftlichen Reformen, sondern mit Repression. Mehr als tausend Demonstrierende wurden damals festgenommen und zum Teil zu jahrzehntelangen Gefängnisstrafen verurteilt. «Sie hassen uns und wir hassen sie», sagt der Fischer.

Dass viele Kubanerinnen und Kubaner heute trotz der Repression so unverblümt über ihre Regierung schimpfen und es immer wieder zu kleineren Demonstrationen kommt, zeigt, wie hoch die Frustration und wie schlecht die Situation weiterhin ist. Die sozialistische Planwirtschaft ist gescheitert, nur scheint man das in der alten Garde, die weiterhin an der Macht

sitzt, auch nach Fidels Tod nicht einsehen zu wollen. Den Preis dafür zahlt das Volk. Trotzdem plant die Schweiz just jetzt, ihre langjährige bilaterale Entwicklungszusammenarbeit in Kuba zu beenden. Dies geschieht gemäss dem Entscheid des schweizerischen Parlaments von 2020, die bilateralen Mittel für Lateinamerika bis 2024 schrittweise zu verlagern. Sieht man die tiefe Krise und die Notlage der Bevölkerung auf Kuba, fragt man sich, ob dies der richtige Zeitpunkt ist.

Eine Unterhose voller Geld

Endlich, nach zwei Stunden erscheint der Geldwechsler mit den Pesos, und sofort verstehe ich, wieso das Geldzählen so lange gedauert hat. Da er keine grossen Scheine auftreiben konnte, überreicht er uns die 80 000 Pesos in 50-Peso-Scheinen, ein grosser Haufen, eingepackt in eine alte Unterhose. Mit den Pesos kaufen wir Diesel für uns und für Pochito, den Fischer und Norbert. Denn während es für Kubanerinnen und Kubaner keinen Treibstoff gibt, erhalten ausländische Tourist:innen so viel sie wollen. Dabei variiert der Preis je nachdem, ob man in Pesos oder US-Dollar zahlt. Bezahlt man in Pesos, kosten 100 Liter umgerechnet 18 US-Dollar, zahlt man in US-Dollar, kostet jeder Liter einen US-Dollar. Vieles macht in Kuba keinen Sinn.



Karin Wenger war bis im Sommer 2022 Südostasien-Korrespondentin von Radio SRF. Während einer Auszeit schreibt sie für «global» über vergessene Konflikte und Ereignisse im Globalen Süden. www.karinwenger.ch